

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

138 (17.6.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 45

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 45. Karlsruhe, Dienstag den 17. Juni 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 45:

Skafenhandel und Skafenjagden im 18. und 19. Jahrhundert. — Allerlei. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften. — Für unsere Frauen.

Skafenhandel und Skafenjagden im 18. und 19. Jahrhundert.

(Schluß.)

Entschädigung waren die Leiden der Neger bei der Ueberfahrt nach Amerika. Je zwei und zwei an Händen und Füßen zusammengekettet, lagen die Neger auf engstem Raum beieinander. Oft waren die Räumlichkeiten in den Skafenschiffen so niedrig, daß sich niemand aufrichten konnte. Von Jungen wurde angeordnet, daß der Platz eines Negers oft auf neun Zoll eingeschränkt war. Manchmal waren die Füße auch noch reihenweise an durchgehende Ketten gefesselt, so daß eine Bewegung nur möglich war, wenn die Bewegung von der ganzen Kette der neben- einanderliegenden Neger ausgeführt wurde. Nur bei gutem Wetter wurden die Neger einmal für kurze Zeit auf Deck gebracht. Damit die Leute bei „guter Laune“ bleiben sollten, mußten sie dann allerlei Spiele ausführen; wer nicht mitmachen wollte, wurde auf das grausamste ausgepeitscht und geschlagen. Als selbstverständlich galt es, daß die Negerfrauen den Gelüsten der Schiffsführer und der Mannschaften zu dienen hatten. Selbst in Gegenwart ihrer Männer sind die Frauen zu geschlechtlichen Orgien mißbraucht worden. Bei der schlechten Nahrung, die die Neger auf den Schiffen bekamen, bei der engen Zusammenpferdung in Räumen, die fast nie gelüftet wurden und in der die menschlichen Ausscheidungen oftmals zollhoch lagen, bei den körperlichen und seelischen Folterungen, denen die Neger ausgesetzt waren, und auch weil auf den Segel- schiffen eine Reise nach Amerika oft neun und zehn Monate dauerte, kehrten natürlich bald allerlei Krankheiten ein und der Tod hielt unter den wie Stüßgüter verpackten Negern eine reiche Ernte. Das fortwährende Wiegen auf einem engen und mit Unrat bedeckten Fleck, die fortwährenden Bewegungen des Schiffes rieben die Schultern, den Rücken und die Hüften so ab, daß bei vielen nach einigen Wochen die Knochen ganz offen lagen, und für die entsetzlichen Schmerzen, die diese Wunden verursachten, gab es weiter keine Linderung als einige Pflaster, die aber bei den fortwährenden Schaukelbewegungen des Schiffes bald wieder abgerieben waren. Oftmals schlugen die Neger die ihnen ungewohnten Speisen aus; sie wollten lieber verhungern, als den eklen Fraß, der ihnen in Holz- trögen vorgelegt wurde, hinunterwürgen. In solchen Fällen wurden die Neger unter den furchtbarsten Drohungen zum Essen gezwungen; glühende Kohlen wurden ihnen vorgehalten mit der Drohung, daß man diese ihnen in den Mund stopfen werde, oder es wurde den Negern gedroht, daß sie bei weiterer Weigerung mit flüssigem Blei übergossen werden würden.

War ein Sklave so krank geworden, daß er voraus- sichtlich in Amerika keinen Wert mehr hatte, und daß er auf dem Schiffe nur noch als „unwürdiger Fresser“ anzusehen war, so stürzte man ihn in das Meer, den Haifischen zum Fraß, die hinter den Schiffen herzogen. Manchmal, wenn der Schiffsführer sein Fahrzeug zu sehr mit schwarzer Menschenware vollgestopft hatte, wenn dann ein großer Teil schwer krank wurde, oder wenn das mitgeführte Trinkwasser knapp zu werden begann, wurden ganze Scharen von Negern in das Meer geworfen. Im Jahre 1783 wurden einmal auf einem Skafenschiff, das von der Insel St. Thomas kam, 132 Skafen in das Meer gestürzt, angeblich wegen Wassermangels, höchstwahrscheinlich aber nur, weil sie so krank geworden waren, daß sie in Amerika doch keinen Käufer gefunden hätten. Zu

solchen Fällen machten nämlich die Skafenhändler ein glänzendes Geschäft. Nach den Affekturanzbedingungen war es nämlich zulässig, bei Gefahr von Schiff und Mannschaft, also auch bei einem drohenden Wassermangel, Skafen über Bord zu werfen. Der Verlust der im Meere ertränkten Neger mußte also in diesem Falle von der Affekturanzgesellschaft in vollem Umfange ersetzt werden, wogegen für die auf dem Schiffe gestorbenen Neger keine Entschädigung gezahlt zu werden brauchte und sie, wenn sie wirklich nach Amerika gebracht worden wären, einen viel geringeren Wert gehabt hätten. Auf einem andern Schiffe wurden von den 216 mitgeführten Negern 62 lebend ins Meer geworfen, ebenfalls „wegen Mangels an Trinkwasser“. Kein Skafenhändler fand an derartigen Menschenmorden etwas auszuwenden, und sie geschahen denn auch noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein in großem Umfange. Beim Anblick so entsetzlicher Vorgänge wurden die Neger von einer wilden Verzweiflung befallen; viele jammerten und klagten, daß ein Kannibale hätte Erbarmen haben müssen; andre Neger, die zu stolz waren, bei ihren Peinigern um Erbarmen zu flehen, schleppten sich an die Lutten oder an die Schiffseinfassung und stürzten sich selbst ins Meer. Nicht selten brachten Skafenhändler nur 50 und 40 Prozent der in Afrika verfrachteten Neger nach Amerika, die andern waren unterwegs gestorben, waren in die See gestürzt worden oder hatten sich selbst den Tod gegeben. Trotz der strengen Bewachung, trotzdem stets Fintenkäufe und Kanonen auf die Neger gerichtet waren, wenn diese für kurze Zeit auf dem Deck hockten, kam es vereinzelt vor, daß die Schiffsmannschaften von den Negern überunden wurden. Dann ging es natürlich den Schiffseuten ebenfalls sehr schlecht, und die Weisen mußten für die Schandtaten ihrer eigenen Rafigenossen mitbüßen. Waren die Schwarzen Herren eines Skafenschiffes geworden und hatten sie die weiße Schiffsmannschaft erschlagen oder ins Meer geworfen, so dauerte aber gewöhnlich die Freiheit nicht lange. Mehrere Male haben meuternde Neger versucht, sich dadurch die Freiheit zu retten, daß sie das Schiff an die afrikanische Küste anlaufen ließen, aber kaum waren sie ans Land gekommen, so wurden sie von den eigenen Negergenossen umzingelt; geschwächt wie sie waren, konnten sie nur wenig Widerstand leisten, sie wurden gefangen genommen und von neuem in die Sklaverei verkauft — ihr Lebensweg begann von neuem. Auf einem holländischen Skafenschiff, das im Jahre 1785 von Afrika nach Amerika segelte, war es denn Negern gelungen, die Schiffsmannschaft zu überwinden. Ausgenommen ein kleiner Schiffsjunge, mit dem die Neger, weniger grausam als ihre weißen Bedränger, Mitleid hatten, wurden alle Schiffsmannschaften den Haifischen im Meere zugeworfen. Doch bald zeigten sich andre Skafenschiffe als Verfolger. Als die Gefahr, gefangen genommen zu werden und der Rache der Weisen preisgegeben zu sein, immer größer wurde, warfen die erschöpften Neger Feuer in die Pulver- kammer, und das Schiff mit mehr als 500 Negern flog in die Luft. Auch das Hunderte von Negern durch Schiffbruch umtamen, war natürlich nichts Seltenes; denn die Skafenschiffe waren oft recht schlechte und abgenutzte Fahrzeuge, schwimmende Särge, deren Untergang nie zum Schaden des Schiffbesitzers war, der irgendwo in Eng- land, Holland, Frankreich, Portugal in seinem behaglich eingerichteten Kontor saß und der es wohl als ganz selbst- verständlich ansah, daß er für die gezahlten hohen Affekturanzgebühren auch einmal das Geld zu einem neuen Schiffe bekommen müsse. Im allgemeinen galt es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als ein sehr gutes Geschäft, wenn ein drittel der in Afrika gekauften Neger verkaufsfähig nach Amerika gebracht werden konnte; konnten mehr hinübergebracht werden, oder konnten sich die Schiffsführer auf die „Verfälschung ihrer Mann- schaften verlassen, so daß für eine größere Anzahl „wogen

macht man sie doppelt zum Freiwild der niederrangigen un-
beutungsgeilüste.
Wer wollte im Ernst sagen, die Frau müße dem Staats-
weniger als der Mann, weil sie nicht imstande sei, die Mor-
tasten zu führen? Eine Frau, die ein Kind zur Welt bringt
und erzieht, leistet etwas für die Menschheit, — was leisten
Monarchen, wenn sie aus Ruhmsucht oder im Interesse der
herrschenden Klassen tausende gesunder Männer in den Tod
schicken? Die Frauen der arbeitenden Klasse erziehen den
Nachwuchs der Nation, sie sorgen unter Mühen und Entbeh-
rungen für die Zukunft. Sie leisten dem Staate viel wertvoll-
lere Dienste als die Masse der bestehenden Nichtstuer, und schon
darum gebühren ihnen auch die vollen Rechte im Staate.

Das aber möchten die Herrschenden verhindern. Alle gött-
lichen und weltlichen Autoritäten bieten sie auf, um dem Weiße
den Weg aus der Rechtslosigkeit zu verlegen. Im April dieses
Jahres wurde in Berlin eine Vereinigung konservativer Frauen
gegründet, deren vornehmste Aufgabe die Verhinderung einer
unmittelbaren politischen Tätigkeit der Frauen ist. Sie wollen
nur „Verständnis für berechnete Wünsche der Frauenwelt“ bei
konservativen Politikern vermitteln“. Neulich, aber noch ent-
schiedener, wehren sich die von Geistlichen beeinflussten katho-
lischen Frauen- und Mädchenvereine gegen jede politische Tägig-
keit. Der am 13. Mai im katholischen Vereinshaus zu Berlin
abgehaltene Verbandstag katholischer Vereine erwerbstätiger
Frauen und Mädchen sprach sich in einer Resolution dahin aus,
daß eine Gleichstellung der Geschlechter in politischer Beziehung
nicht angängig sei. Das allgemeine politische Stimmrecht blühe
für die Frau um so weniger gefordert werden, als
ihre Pflichten für die Familie damit schwer vereinbar
sind.

Das sind Steine, die man der arbeitenden Frau als Wrol
bietet. Auch von dieser Seite hat sie als Staatsbürgerin kein
Verständnis für ihre berechtigten Forderungen zu erwarten.
Nur im Sozialismus allein liegt ihre Zukunft; die Sozial-
demokratie verbürgt ihr die endliche Befreiung. Darum müssen
die Frauen sich entschlossen an die Seite der kämpfenden männ-
lichen Sozialdemokraten stellen; vereinigt mit ihnen, erringen
sie ihren eigenen Sieg!

Kämpferinnen. In Budapest tagt vom 15. bis 21. Juni
der internationale Kongress der bürgerlichen Frauenstimm-
rechtsorganisationen. Aber große Ereignisse werfen ihre Schat-
ten voraus, und so ging schon in den ersten Tagen des Juni in
Berlin eine Art vom Vorbild der Budapester Veranstaltung in
Szene. Die ausländischen Delegierten haben sich auf ihrem
Wege an die Donau an der Spree ein Redendevous mit ihren
preussischen „Mittkämpferinnen“, begannen sie schon hier in
Schlachtordnung gegen die Feinde der bürgerlichen Gleichberech-
tigung der Frau aufzustellen. Die Berliner Strateginnen hat-
ten den Schlachtplan entworfen. Hier ist er:
Mittwoch, den 4. Juni, nachmittags 4 bis 7 Uhr, Tee bei
Frau Alma Dyaloszynski — Grunewald.
Donnerstag, den 5. Juni, vormittags 10 Uhr, Besichtigung
sozialer Einrichtungen; nachmittags halb 4 Uhr Rundfahrt
durch die Stadt in Automobilen; abends halb 9 Uhr Empfang
der Delegierten mit anschließendem Abendessen in den Räumen
des Präudervereins.
Freitag, den 6. Juni, vormittags 10 Uhr, Führungen; nach-
mittags 4 bis 6 Uhr Einladung des Herrn Oskar Lütz zum Tee;
abends halb 9 Uhr öffentliche Versammlung.

Eine Anzahl bürgerlicher Mütter hatte Richterflatter und
Richterflatterinnen auf die verschiedenen Kampfplätze gelangt,
und so hat das Berliner Publikum ein recht amüsantes Bild
von der Tätigkeit dieser Suffragetten erhalten. Das heißt, es
weist jetzt genau, welche von den führenden Damen schön, welche
arumlig und welche gar nur lebenswürdig ist. Es weiß fer-
ner, da die Berichterstattung hauptsächlich in den Händen der
Personen lag, die sonst über Modeschauen und Pferderennen
schreiben, was die Amerikanerinnen, die Engländerinnen und
die Skandinavierinnen angehabt haben, und es kann mit Befre-
digung konstatieren, daß die Damen mit wenigen Ausnahmen
den Ansprüchen der Mode durchaus gerecht geworden sind.

Sobiel wir wissen, haben sich den Berliner Stimmrechts-
mandanten ähnliche in Dresden und in Wien angeschlossen, und
wenn wir nicht wüßten, von welchem Herrn Oskar Lütz zum Tee,
und wenn wir nicht wüßten, von welchem gewaltigen Kampfeifer
die Truppen besetzt sind, müßten wir fast fürchten, daß sie mit
ihren Kräften am Rande wären, wenn in Budapest der Haupt-
schlag gegen den Feind geführt werden soll.

Jedenfalls ist nun aber aller Welt der Unterschied in den
Kampfmethoden der englischen Suffragettes und der deutschen
Stimmrechtlerinnen vor Augen geführt. Jene werfen Bomben,
zündten Landhäuser an und lassen sich in die Gefängnisse schlei-
fen; diese schlürfen Tee, verankerten Jestschen und Rundfahrten
im Automobil. Die Engländerinnen tragen unter Umständen
ihre Knochen zu Markte, die Deutschen ihren Magen. Nur
Böswillige können diese Unterschiede bewischen wollen.

logisch-gemotherapeutischen Wissenschaft usw. — Weilage:
Dr. med. Max Böhm: Die Behandlung der eiterigen Brust-
drüsenentzündung (Mastitis). — Die kritischen fünf Minuten in
der jungen Ehe. — Johann Clar: Zur Zubereitung von Soja-
speisen. — Meine Mütter usw.

Von der „Neuen Zeit“ ist soeben das 36. Heft des 31. Jahr-
gangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes haben wir her-
vor: Die politische Situation in Frankreich. Von Albert Tho-
mas (Paris). — Löhne und Steuern. Von Gustav Eckstein. —
Chinas Erdrosselung. Von Th. Rothstein (London). — Die
Zarferneuerung im Baugewerbe. Von A. Ellinger. — Zur
Nahrungsversorgung der Baumwollindustrie. Von S. Krätzig. —
Literarische Rundschau: W. Wjgodzinski, Wandlungen der deut-
schen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. — Von Albert Wil-
helm. — Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist
durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolporteurs zum
Preise von 8,25 Pfl. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann die-
selbe bei der Post nur pro Quartal abnominiert werden. Das
einzelne Heft kostet 25 Pfl. — Probenummern stehen jederzeit
zur Verfügung.

Für unsere Frauen.

Die Politik der Frau.

kr. In diesem Jahre, wo die Wogen der patriotischen Be-
geisterung besonders hoch schlagen, kann man auch aus dem
Munde der stärksten bürgerlichen Frauenfeinde das Lob des
weiblichen Geschlechts hören. Ruhmend erwähnt man die preu-
ßischen Frauen von 1813, die, ihren Geschlechtsgenossen in
antiken Rom nachahmend, freudig Schmutz und Gabe opferten,
um das Vaterland aus der Knechtschaft des Feindes zu befreien.
Diesen selbstlosen Frauen jener Zeit weist man heute Vorbe-
erträge und gefühlvolle Reden.

Und sie verdienen es auch. Denn ungleich größer und erba-
hener als die Opferbegeisterung der Männer jener Zeit, ist die
ihrer weiblichen Zeitgenossen. Den Männern winkte wenig-
stens als Lohn des Sieges das Verfassungsversprechen des
Königs, die Reform der politischen Verhältnisse. Herzlich wenig
war allerdings versprochen, aber man glaubte wenigstens
an dieses königliche Versprechen — es war immerhin eine Hoff-
nung, ein schwacher Lichtblick auf eine bessere Zukunft. Was
aber bot den preussischen Frauen die Befreiung vom „Joch der
Franzosen“? Nicht einmal die Hoffnung auf bürgerliche Rechte.
Dahin verdient der Opfermut dieser Frauen in jeder Hinsicht
Anerkennung; er war eine so selbstlose Tugend, daß zu einer
solchen vielleicht nur das Weib fähig ist.

Wenn aber die beruflichen Güter der herrschenden „Ordnung“
in salbungsvollen Reden den heutigen weiblichen
Teil des Volkes auf die Tugend ihrer Mütter beweisen, wenn
sie die Töchter auffordern, es ihren elterlichen Müttern gleich zu
tun, dann verlangen sie doch etwas viel von der heutigen
Frauenwelt. Viel mehr, als man einst von unseren Müttern
verlangte. Diese waren im allgemeinen auf ihren Herd be-
schränkt; das Haus und die Familie war ihre Welt. Alles was
außerhalb dieses Kreises lag, verührte sie kaum. Der Staat
war ihnen für gewöhnlich eine fremde, vielleicht sogar gleich-
gültige Einrichtung.

Die letzten hundert Jahre haben diese Verhältnisse gründ-
lich geändert. Der Staat greift heute in jeder möglichen Weise
in alle Familienverhältnisse ein. Dieser veränderte Zustand
hat als ganz natürliche Folge das Mitbestimmungsrecht der
Staatsbürger erweitert, sehr gegen den Willen der herrschenden
Klassen. Allerdings nur das politische Mitbestimmungsrecht
des Mannes, den Frauen die gleichen Freiheiten zu gewähren,
das fällt den heute noch die Macht habenden bürgerlichen Par-
teien nicht ein. Die mühsigsten Vorwände müssen herhalten,
um das besondere Unrecht, das dem weiblichen Teile des Volkes
antut, zu rechtfertigen. Die körperlichen und auch die geistige
Veranlagung der Frauen mache sie nach Ansicht dieser klugen
Leute unfähig für politische Aufgaben. Die Frau sei unself-
ständig und unfähig, ohne Bevormundung durch den Mann zu
leben. Zudem habe die Natur selbst ihr einen Wirkungskreis
angezeigt, der weitab von politischen Dingen liege.

Sonderbar, daß solche Behauptungen aufgestellt werden
können! Beinh Millionen Frauen sind heute allein in Deutsch-
land ihrem sogenannten natürlichen Wirkungskreis entziffen
und ins Erwerbsleben hineingestößt, wo sie meist noch er-
barmungsloser ausgebeutet werden als der Mann. Von unter-
ernährten armen Mädchen, die für fargen Lohn den laugen
Tag in dumpfer Fabrikluft in der eintönigen Arbeit gebannt
sind, wie von denkenden Familienmüttern, die mit dem fargen
Verdienst des Mannes die Kinder sättigen und kleiden sollen,
tönt millionenfällig der Schrei der Not, eine furchtbare Anlage
entrechteter Menschen gegen unsere Staatsverfassung. Andem
man den Frauen den Weg zum politischen Einflusse verlegt,

Wassermangel" ins Meer geworfener Kranter Neger die Versicherungssumme eingezogen werden konnte, so erhöhte sich auch der Gewinn der Menschenhändler ganz bedeutend. Die Aussagen der Neger hatten die Menschenhändler nicht zu fürchten; denn einem Sklaven wurde nicht geglaubt, und er konnte nicht als Zeuge vernommen werden.

Zynisch, grausam und gemein, wie die Neger beim Einfangen und beim Transport behandelt wurden, ging auch der Verkauf in Amerika vor sich. Kam ein Sklavenschiff in einem amerikanischen Hafenort an, so wurde zunächst eine Auswahl der Kranken vorgenommen. Ganz gleich, ob diese kranken Neger und Negerfrauen noch Brüder, Schwestern, Kinder, Eltern auf dem Schiff hatten, wurden sie aus der Herde herausgezogen und gewissermaßen im Ramsch verkauft. Noch weniger als auf die gefundenen Neger wurde auf diese Kranken Rücksicht genommen; denn sie hatten ja die Gemeinheit begangen, unterwegs krank und deshalb so gut wie wertlos zu werden. So mancher Menschenhändler kam sich wunder wie edel und human vor, weil er diese Leute überhaupt mit in den Hafen genommen hatte und sie nicht einfach auf hoher See hatte über Bord werfen lassen. Ging so ein kranker Neger an zu schreien, weil er von seinen Angehörigen getrennt werden sollte, so mußte er die Peitsche so lange fühlen, bis sich sein Wehklagen und Schreien in ein klagliches Winseln verwandelte. In Amerika gab es Leute, namentlich Ärzte gaben sich zu diesem erbärmlichen Handwerk her, die nur solche kranke Neger kauften. Gleich nach Ankunft eines Sklavenschiffs stellten sie sich beim Schiffsführer ein, um Nachfrage nach solcher komponierter Menschenware zu halten. Für einen solchen schwerkranken Neger wurden am Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr als 15 bis 18 Mark ausgegeben. Nun galt es, die Neger wieder gesund zu machen, so daß sie als Sklaven weiter zu verkaufen waren. Soweit sie nicht schon in den ersten Stunden und Tagen starben, erhielten die als Kranke erworbenen Neger eine etwas bessere Verpflegung, und es wurden ihnen die Wunden gereinigt und verbunden. Vielleicht erhielten die Neger unter diesen Verhältnissen sogar etwas freudlichere Gefühle gegenüber den Weißen, die ihnen dann freilich bald wieder ausgetrieben wurden. Wenn unter fünf oder selbst unter zehn auf diese Weise erworbenen Negern nur einer am Leben blieb, so war schon ein glänzendes Geschäft gemacht. Denn ein erwerbsfähiger Neger war in Amerika bereits am Ende des 18. Jahrhunderts je nach Alter, Geschicklichkeit und Körperstärke 400 bis 1000 Mark wert, für besonders geschickte Neger oder für solche, denen das Zeugnis gegeben werden konnte „arbeitet fleißig auch ohne Aufsicht“, wurden aber noch viel höhere Summen bezahlt. Gewiß mußten die Neger einige Zeit verpflegt werden, während der sie nichts einbrachten, aber bei den damaligen niedrigen Lebensmittelpreisen und bei der immerhin einfachen Kost fiel das nicht ins Gewicht. Selang es aber, noch mehr am Leben zu erhalten und zu verkaufen, so waren die Gewinne noch viel höher. So konnten auch die Kranken und von den Schiffsführern bereits als wertloser Ballast angelegenen Neger noch zu einem einträglichen Geschäft verhelfen, wenn man die Sache richtig anzufassen verstand.

Der Verkauf der gefundenen Neger geschah auf verschiedene Weise. Vielfach geschah es so, daß die Neger in einem langen Aufzug durch die Straßen der Stadt geführt wurden, wo sich die Plantagenbesitzer, die Sklavenzwischenhändler oder wer sonst einen oder einige Sklaven kaufen wollte, einfanden. Kam ein Mann heran, der durch Zuruf oder auf sonstige Weise bemerkbar machte, daß er wilens sei, einen Sklaven zu erwerben, so wurde halt gemacht, und nun begann eine eingehende Untersuchung der einzelnen Neger und Negerinnen, wobei die Sklavenhändler nicht unterließen, auf die starken Brüste einer Negerfrau, auf die derben Schenkel und die breite Brust eines Negers hinzuweisen. Bei einer Viehuntersuchung geht es viel dezentler zu, als es bei diesen Menschenuntersuchungen zugeht, und auch weiße Frauen beteiligten sich eingehend daran und hielten mit ihren „Fachkenntnissen“ nicht zurück. Vielfach kamen die Neger auch in enge Höfe und wurden dort von den Kaufleuten ausgemacht. Natürlich

wurde kaum jemals darauf Rücksicht genommen, wo Verwandte, Kinder und Eltern, Brüder und Schwestern zusammengeblieben oder auseinandergerissen wurden. Am schändlichsten war wohl der Verkauf durch das „Rapschen“. Dieses Verkaufssystem wurde hauptsächlich gewählt, wenn es sich um größere Herden von Sklaven handelte, wenn gerade der Sklavenmarkt etwas überfüllt war und wenn der Verkauf rasch geschehen sollte. Oft geschah das „Rapschen“ gleich auf dem Schiff, so daß die Sklaven vor dem Weiterverkauf gar nicht erst ausgeladen zu werden brauchten. Bei dieser Art des Verkaufes erhielten die Kaufleuten zunächst Gelegenheit, sich den Sklavenschaufen genau anzusehen. Dann wurden zwischen dem Sklaveneinfuhrer und zwischen den kaufleutigen Plantagenbesitzern und Zwischenhändlern nach längerem oder kürzerem Handeln ein Einheitspreis für jeden Neger festgesetzt. Ob der Neger alt oder jung, ob er mehr oder weniger kräftig, gesund oder angekränkt war, für jeden Neger galt der gleiche Preis. Zu einer bestimmten, vorher festgesetzten Stunde, wurden dann die Räume der Neger geöffnet, und nun stürmten die Sklavenhändler wie wilde Bestien hinein. Da der Preis für jeden einzelnen Neger gleich war, so galt es, die kräftigsten Neger zu fassen und für sich mit Beschlag zu legen. Den einzelnen Negern wurden Stricke, Ketten und mit bestimmten Erkennungszeichen zugeworfen, und die so herausgehuchten und gekennzeichneten Neger waren dann Eigentum des Händlers, der ihm das Erkennungszeichen zugeworfen hatte. Wer von den Käufern vom Zufall begünstigt war, oder wer ein besonders scharfes Auge hatte und schnell war und die stärksten Neger sah, hatte ein glänzendes Geschäft gemacht; denn die kräftigen Neger waren weit mehr wert als den Einheits- und Durchschnittspreis. Andre Händler, die in der Auswahl weniger schnell oder weniger vom Zufall begünstigt waren, schnitten schlechter ab. Sie hatten eine „Ware“, die sie bei freier Auswahl billiger eingekauft hätten, jedenfalls aber waren sie beim vorliegenden „Geschäft“ gegenüber den andern Käufern im Nachteil. Die ganze Art dieses Verkaufs und noch dazu, wenn man bedenkt, welche Kreaturen die Sklavenhändler waren, führte dazu, daß es bei dem „Rapschen“ stets wild und tumultuarisch zugeht. Oft überkam dabei die Sklaven Furcht und Bittern; denn sie glaubten nicht anders, als daß diese schreienden, mit verzerrten Gesichtern hereinstürmenden weißen Männer gekommen seien, sie zu ermorden, und wenn das „Rapschen“ auf einem Schiffe vor sich ging, geschah es öfter, daß Tausende von Negern aus Furcht in das Wasser sprangen.

Den größten Umfang nahm der Sklavenhandel im 19. Jahrhundert an, als sich in Amerika der Baumwollanbau immer mehr ausbreitete. In den zwanziger und dreißiger Jahren wurden in jedem Jahre gegen 150 000 Sklaven nach Nord- und Südamerika eingeführt. Das war aber nur die offiziell ermittelte Ziffer, wieviele Tausende jährlich auf Schleichwegen eingeführt worden sind, hat sich nie ermitteln lassen. Für die zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wird außerdem den Mohammedanern für Afrika noch eine Sklavenausfuhr von 50 000 Köpfen zugeschrieben. Das wären, selbst den Schleichhandel nicht mit eingerechnet, jährlich 200 000 Sklaven. Nun hat der Engländer Thomas Fowell Buxton, ein genauer Kenner des Sklavenhandels, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, berechnet, daß für die ersten Jahrzehnte bis zu den dreißiger Jahren, auf je 800 an ihrem Bestimmungs-ort ankommende Neger 700 kommen, die beim Einfangen, beim Transport zur Küste oder bei der Ueberfahrt ihr Leben verloren. Wenn das Verhältnis drei lebende zu sieben toten Negern richtig war, so hätte Afrika für die angegebene Zeit in jedem Jahre gegen 700 000 Menschen verloren. Von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts dürfte Afrika bei den Sklavenjagden, beim Sklavenhandel mindestens 50 Millionen Menschen verloren haben, wahrscheinlich ist diese Zahl aber noch viel zu niedrig.

Solange der Menschenhandel auch immer bestanden haben mag, nie wies er so schreckliche Züge auf wie in der Zeit, als sich in Amerika die Plantagenwirtschaft zu entwickeln begann, noch nie vorher wurden dabei so blutige

Menschenjagden abgehalten, niemals vorher wurden dabei so grauenregende Verbrechen begangen, Verbrechen, die noch heute den Leser mit Entsetzen erfüllen, und Verbrechen, begangen, unterstützt, angeleitet von frommen Christen, die daheim in ihrer Stadt hohe Ämter inne hatten und die daheim jeden armen Schelm, der eine Kleinigkeit gestohlen hatte, hart bestrafen ließen. A. M.

Allelei.

Schneebeseitigung durch Sprengen. Ein zeitgemäßes Thema in der Höhe, die jetzt herrscht. In den Wintermonaten zu Anfang dieses Jahres ereignete es sich auf einer amerikanischen Eisenbahnstrecke, daß ein 200 Meter langes Gleis 12½ Meter hoch mit Schnee bedeckt war. Vor dieser Strecke waren noch andere Gleisteile mit Schnee so hoch bedeckt, daß es 24 Stunden gedauert hätte, bis zu jener Stelle vorzudringen. Auf mildes Wetter folgte zu allem Unglück noch scharfer Frost, sodaß die Schneepflüge machtlos waren. Die Eisenbahningenieure entschlossen sich kurzerhand dazu, den Schnee durch Sprengen zu beseitigen. Das gelang in der Tat, ohne daß die Gleise dabei Schaden litten. Bei uns würde man sich dazu nicht entschließen, aus Furcht, die Gleise könnten beschädigt werden. In Amerika ist man weniger skrupellos und wagemutiger, nicht immer, aber doch oft zum Vorteil.

Wetterveränderung an Stahlblechen hat man mit einigem Erfolge neuerdings in Amerika versucht. Martinstahl und Weisenstein wurden im Ofen oder in der Birne geringe Kupfermengen zugesetzt (0,15 bis 0,25 Prozent), gewalzt und zu Wellblechen verarbeitet. Die Bleche mit Kupferzusatz besaßen eine erheblich größere Wetterbeständigkeit als die kupferfreien, wobei es innerhalb der Versuchsgrenzen gleichgültig blieb, wie groß der Kupfergehalt war. Beim Verwehen mit Schwefelsäurelösung ergab sich, daß die kupferfreien Bleche nur den hundertsten Teil der Widerstandsfähigkeit der kupferdurchsetzten hatten, während das Notizen bei den ergebnen in halber Zeit vor sich ging. Das ist nicht verwunderlich; ruhen doch die schädlichen Einflüsse der meteorologischen Wässer zum Teil auf dem Gehalt an Schwefelsäure, die bei der Kohlenverbrennung entsteht.

Ein „echter Teppich“! Das Geschenk der Stadt Berlin an die Prinzessin Viktoria Luise besteht in einem echten Teppich usw., wird gemeldet. Welcher Unfuss das ist, wird vielen gar nicht zum Bewußtsein kommen, weil sich diese Ausdrucksweise so eingebürgert hat, daß man sich ihrer auch im täglichen Leben bedient. Sie wird aber sogleich klar, wenn man sie sinn- oder eigentlich unsinngemäß auf andere Objekte überträgt. Was versteht jemand wohl unter einem echten Tisch, oder einem echten Stiefelwech, einer echten Uhr oder einem „echten Biering“? Man wird vielleicht sagen können: Im Gegenjage zu einer Attrappe. Oder man wird sich sagen: Materialecht! und versteht darunter: aus edlem Material gefertigt. Oder man läßt bei der Bezeichnung etwas aus und meint: „echt orientalisches Teppich“ oder „echter Smyrna-Teppich“. Damit treffen wir auf den Grund. In Wirklichkeit ist der Unfuss aus einer lächerlichen Sprechart hervorgegangen. Soll aber der Unfuss nur wegen der Sprechart gleichberechtigt neben guter und korrekter Ausdrucksweise erlangen?

Wenn der Hella spitz. Wie erinnernlich sein wird, rat der Hella auf Island Ende April in eine Periode starker Ausbrüche ein. Zur Beobachtung dieses Schauspiel hat eine kleine Gesellschaft von isländischen Herren eine Reise zu dem Feuerberge unternommen, und einer der Teilnehmer an dieser sehr interessanten Fahrt, Herr Gutsbeißer Eggert Brichm, gibt jetzt von dieser Fahrt in dem Kopenhagener Blatte „Politiken“ eine anziehende und lebensvolle Schilderung. Daß die Expedition sich dem in voller Tätigkeit befindlichen Abgrunde bis auf 200 Meter Abstand nähern konnte, das verdankte sie allein dem Umstande, daß die winterliche Schneefläche deckende neue Lavaschicht vollkommen uneben in ihrer Oberflächenerhebung war. Die unebene Lava nämlich, die sich in Kanten und Klüften gliedert, gelangt viel schneller zur Abkühlung als die ebene Lava, und so konnten die Reisenden, von Kamm zu Kamm springend, sich dem speienden Angeheuer bis auf geringe Entfernung nähern. Vorsicht war freilich immer nötig, denn die Lava war sehr spröde und zerfiel leicht unter dem Druck der sie betretenden Füße.

Die Gorgo wahrscheinlich nichts als ein Gorilla! Es ist gerade ein Jahr her, daß im Frühling 1912 auf Korfu, auf dem Festland des Kaisers, ein sogenanntes „Gorgo“ ausgegraben wurde. Was ist eine Gorgo? Jedenfalls ein scheußliches Untier, das, ungefahr von Menschengestalt, durch einen riesigen Kopf mit gloßenden Augen, gefletschten Zähnen und herausgerückter Nase unser Entsetzen erregen kann. Natürlich hatte

dieses „Habelweien“ in der antiken Mythologie irgend einen Sinn. Aber welchen? Die Bedeutung der Gorgo zu erklären ist schwer. Die einen Forscher erklären sie für ein Sinnbild des Mondes. Aber beide Theorien stoßen auf innere Schwierigkeiten. Da hat nun jetzt der bekannte Tierforscher Zell eine völlig neue Deutung versucht. Er behauptet, daß dem Gorgo, gorgonothus nicht eine Allegorie irgendwelcher astronomischer oder atmosphärischer Vorgänge zugrunde liege, sondern regelrechte Jagdabenteuer! Man muß zugeben, daß Zell für seine Behauptungen gute Gründe anführt. Homer und Herodot haben die Erlegung der Gorgo jedenfalls als ein historisches Ereignis angesehen, das wirklich einmal geschehen ist, nicht für etwas lediglich Symbolisches oder Märchenhaftes! Als Heimat der Gorgo galt den Alten die afrikanische Westküste, b. h. Ägypten. Nun lebt in Ägypten ein Tier, das mit der Gorgo sehr merkwürdige Uebereinstimmungen aufweist: der Gorilla! Ja, eine nähere Untersuchung, die Zell anstellt, lehrt, das Gorgo und Gorilla philologisch das gleiche Wort ist! Schließlich weisen die alten Darstellungen der Gorgo, die bekanntlich von Perseus getötet wurde, und deren Haupt noch nach dem Tode die Kraft hatte jeden zu versteinern, der es sah, einige merkwürdige Züge auf, die wiederum beim Gorilla eine Parallele haben. Auf allen Darstellungen der Gorgo befindet sich manchmal die Junge unterhalb der Unterlippe, was bei den Menschen stets Befremden erregt. Zell weist nun in seinem Buche („Wie ist die auf Korfu gefundene Gorgo zu vervollständigen?“ Berlin, Verlag Borussia) nach, daß es sich in Wahrheit gar nicht um die Junge handelt, sondern um die Unterlippe, die der wütende Gorilla nach vielfachen Beobachtungen senkt. Auch der sogenannte Nilcauf der Gorgo auf alten Darstellungen findet seine Erklärung: der angreifende Gorilla nähert sich tatsächlich seinem Gegner auf allen Viern. — Fraglos handelt es sich hier um ein äußerst interessantes Buch! Es ist nur von Nutzen, wenn auch einmal ein Außenstehender, ein Nichtzoologe, in diesem Falle ein Zoologe, sich mit dem Homer auseinandersetzt!

Gesundheitspflege.

Wie wirken Sonnenkuren? In der „Gesellschaft der Ärzte“ zu Wien wurden jüngst mehrere Kinder vorgestellt, die von schweren tuberkulösen Knochenerkrankungen befallen waren. Sie sahen blühend aus und boten geradezu Bilder von Gesundheit. Das Wunder war durch eine Sonnenkur in Gimmensheim bewirkt worden. Vor der Kur saßen die Kinder zum Erbarmen aus, und bei der üblichen Behandlungsweise mußte mit Siderheit bald ein tödliches Ende erwartet werden. Die verlorenen geglaubten Kinder sind, davon ist Professor Winterhitz in Wien fest überzeugt, unter der Sonnenkur allein gesund geworden. Fast ganz ohne chirurgischen Eingriff sind Geschwüre, tiefe Wunden, Brand, Knochenfisteln, Drüsen und Eiterungen verschwunden. Was der geschicktesten Hand des Arztes nicht gelang bewirkte die Sonne. Professor Winterhitz erinnert zur Erklärung dieses wundervollen Heilerfolges daran, daß, wie es kein mächtigeres Auslöschungsmoment für Tuberkulose und Schwindsucht gibt, als deprimierende Gemütsverfassung und trübe Stimmung, so auch umgekehrt in der in formiger Atmosphäre auftretenden frohen Stimmung ein mächtiger Heilfaktor zu erblicken sei. Die Sonne ist es, die Licht und Heiterkeit ins Leben bringt, nicht umsonst heißt es im Sprachschatz: „Ein sonniges Gemüt.“ Daß dabei auch die günstigen Stoffwechselveränderungen in der Besonnung mitwirken, ist unzweifelhaft. Die offene Mundbehandlung in der Sonne ist nicht an die Höhe gebunden. Dabei ist der örtlichen Vernichtung der Bazillen eine geringere Bedeutung beizumessen, als der stärkeren Wirkung auf den Gesamtorganismus, durch welche ja alle Schutz- und Wehrkräfte des Körpers mobil gemacht werden.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)
„Der Naturarzt“, 41. Jahrg., Nr. 6 (Ausgabe 161 000). Red.: Dr. med. Schönerberger und Oskar Nummerl. Exped.: Berlin SW. 11. Preis jährlich 3 M. Probe-Nr. frei. — Aus dem Inhalt: Dr. Fr. Schönerberger: Volkshelmmittel. — Dr. med. Wilhelm Wünsch: Wie können wir uns die Heilwirkung der Wärme vorstellen und erklären? — Zur Impffrage: 1. Dr. Heim: Wäure oder falsche Bodenqualität. 2. Oskar Nummerl.: Inquisitionsgeld. 3. Dr. Wöding: Wertwürdige Nester — Prof. Dr. Richard Kohnau: Hygienische Jugendkurse. — Oskar Nummerl.: Nachmal die Sojabohne. — Prof. G. Rund: Vorbeugung der Schwerehörigkeit. — Audiatur et altera pars. — Aus der Sammelmappe: Gegen die Furcht der Nierenleiden. — Ein interessantes Bekenntnis über die Wirkung der Operationen. — Zur Behandlung der Tuberkulose. — Saitenwirkungen. — Die Unfähigkeit der Wasserarmen Reaktion. — Aus der Zeit: Ist unsere Aufklärung überflüssig? — Der immer offensichtlich werdende Wank der Antizele